

901

Tourist mit den Ohren

Gespräch mit dem schweizer Psychoanalytiker und Schriftsteller Paul Parin

Was war Ihre Intention als Psychoanalytiker; ethnologische Forschungen bei den Dogon in Westafrika zu betreiben?

Morgenthaler und ich haben 1954/55 eine erste Reise nach Westafrika gemacht. Es war eine primär touristische Reise, und auf dieser Reise und einer folgenden im Jahr 1956/57 haben wir mit kurzen Interviewserien – hauptsächlich bei den Ashanti – versucht, vergleichende Studien zwischen europäischer und westafrikanischer Mentalität anzustellen. Das ist eine Vorstufe zu den Dogonstudien gewesen. Die Dogon: Das war die dritte Reise nach Westafrika, die wir gemacht haben.

Wir hatten erstens einen großen Spaß nach Afrika zu fahren und zweitens haben wir diese psychoanalytische Praxis hier in Zürich, die wir sehr gerne und engagiert betrieben haben, gefunden: Allerdings – den Rest des Lebens, in Armchair des Analytikers zu verbringen – ich war damals 38 Jahre alt, schien mir ein bißchen zu einseitig, und dann sind wir auf die Idee gekommen, man könnte versuchen, die Psychoanalyse daraufhin zu testen, ob sie sich dazu eignet, Westafrikaner zu verstehen.

Warum haben Sie später das Volk der Dogon für Ihr Forschungsvorhaben ausgewählt?

Die Dogon waren noch nicht vollständig europäisiert und beherrschten doch die französische Sprache. Außerdem waren sie das in Westafrika am besten ethnologisch studierte Volk. Trotzdem gab es in den damals 156 publizierten Arbeiten über die Ethnologie der Dogon noch keinerlei Angaben über die Psychologie dieser Menschen: ob das freundliche oder abweisende Menschen sind, ob sie sich in ihrer Sozietät und in ihrer Haut wohlfühlen etc.

Und das bedeutete für Sie eine Herausforderung?

Die Herausforderung war, daß wir eigentlich nicht die Dogon sondern die Psychoanalyse testen wollten. Wir haben deshalb versucht, die psychoanalytische Methode mit möglichst wenig Modifikationen als Forschungsinstrument anzuwenden Dabei haben wir die Erfahrung gemacht,

daß sich die Psychoanalyse vorzüglich dazu eignet, dort solche Gespräche in Gang zu bringen und daraus Schlüsse zu ziehen über unbewußte und vorbewußte Vorgänge.

Zum anderen sind die Dogon besonders aufgeschlossene, offene Leute. Sie waren in den Gesprächen von Anfang an psychisch so zugänglich, wie es unsere Analysanden in Europa, sagen wir in der Schweiz, bestenfalls am Ende einer Analyse sind. Das hat uns außerordentlich darin ermutigt, bei dieser Methode zu bleiben.

Ich nehme an, daß Sie dabei nicht das klassische Setting der Psychoanalyse – Analysand auf der Couch – angewandt haben.

Vom Setting haben wir Übernommen, daß man sich möglichst dicht, also dreimal bis fünfmal pro Woche trifft; immer zur gleichen Zeit und wenn möglich nur zu zweit. Eine Couch gab es im ganzen Land keine: Das Dogongebiet liegt in der Sahelzone und ist ein heißes Bergland. Es gibt dort eine „Falaise“,

902

das ist der französische Ausdruck für einen steilen Felsabfall. Wir saßen bei den Gesprächen im Schatten, entweder in einer Höhle oder unter einem Felsvorsprung. Die Modifikationen des psychoanalytischen Settings gingen aber weit über das hinaus: Die Dogon sind sehr realitätsbewußte Leute. Sie haben gesagt, daß die Gespräche mit uns einen Zeitverlust für sie bedeuten. Wir haben ihnen dann für die Teilnahme an unserem Forschungsprojekt den Stundenlohn ausbezahlt, den sie früher Üblicherweise für den Bau von Straßen bekommen hatten.

Die Analysanden mußten also, umgekehrt wie im klassischen Setting, nichts bezahlen und haben obendrein sogar noch etwas daran verdient?

Allerdings wollten wir ihnen nicht mehr geben als das, was sie früher als Gelegenheitsarbeiter beim Straßenbau bekommen haben. Das Geld sollte nicht zum Mitmachen verführen.

Welche Rolle haben Sie denn in den Augen Ihrer Analysanden gespielt?

Das erste, was sie dachten ist, daß wir Ethnologen sind, also neugierige Wissenschaftler. Das haben wir aber abgelehnt, wir wollten eine andere Rolle spielen. „Wir sind Touristen, aber Touristen mit den Ohren“. Das war die Formel. Sie wollten, daß wir Fotos machen, sie wollten uns Kunstgegenstände zum Verkauf anbieten – beides haben wir schweren Herzens abgelehnt,

weil wir sonst sofort eine Rollenzuweisung als Kunstgegenstände kaufende oder sammelnde Touristen bekommen hätten.

Wie haben die Dogon Ihr Vorhaben aufgenommen?

Einer der Gesprächspartner von Fritz Morgenthaler hatte gesagt „Aha, jetzt haben Sie uns erklärt, was Sie wollen. Ich verstehe: Bei uns, wenn jemand stirbt, schießt man in die Luft mit diesen alten Vorderladerflinten. Das erleichtert die Seele. Wir schießen sehr viel. Es kostet zwar sehr viel Geld, es hat keinen praktischen Wert, aber es ist einem dann wohler, wenn man das alles herausgepufft hat. Das wollen offenbar die Psychoanalytiker.“

Die Dogon haben also weitgehend verstanden, was wir wollten.

Das klingt ja fast wie das „Schornsteinfegen der Seele“, wie Freuds erste Analysandin, Anna O. dessen neue Methode genannt hatte.

Wir haben ihnen natürlich dieses Bild vom Schornsteinfegen nicht gesagt, aber sie haben das selbst sehr gut verstanden. Es waren sehr offene und auch sehr intelligente Leute darunter. Sie haben im Verlauf der Gespräche vorwiegend eine milde positive Gefühlsübertragung ausgebildet. Gefühle des Vertrauens und der Zuneigung, Gesten die – auch wenn sie im Verlauf der Analyse gelegentlich durch andere Übertragungen gestört wurden – genügten um regelmäßig zu den Sitzungen zu erscheinen.

Sie waren überrascht, wie gut sich die Methode auf die Dogon übertragen läßt. Gab es auf der anderen Seite auch kulturbedingte Unterschiede, die einen Einfluß auf den analytischen Prozeß hatten?

Überraschend wenig. Ein Beispiel ist die sogenannte orale Phase mit der totalen Abhängigkeit von der stillenden Mutter. Bei den Dogon damals dauerte die Stillzeit nicht wie im abendländischen Kulturkreis etwa ein Jahr, sondern im Durchschnitt ungefähr dreieinhalb Jahre. Die orale Phase dauerte viel länger. Dadurch haben sich zum Beispiel orale Eigenschaften des Ich – ein gleichgewichtetes Geben und Nehmen – viel mehr in den Charakter hineinmanifestiert. Ein anderer Unterschied: Es gibt bei den Dogon keine Sauberkeitserziehung im europäischen Sinne. Trotzdem wurden die Kinder der Dogon etwa gleichzeitig sauber wie bei uns, ohne daß irgend ein Druck ausgeübt wurde. Entsprechend wurde die anale Retentivität sehr gering ausgebildet. Ein Geizhals ist bei den Dogon eine skurrile Ausnahme.

Wir haben diese Phasen der Entwicklung, die orale, anale und phallische mit wenig Modifikationen auch bei ihnen zur Erklärung verschiedener Übertragungsphänomene ansehen können und es hat uns letztendlich geholfen, diese Gespräche fortzusetzen.

Sechs Jahre später sind wir zum Zweck einer katamnesticen Untersuchung wieder zu den Dogon gegangen, und haben die Gespräche

903

wieder aufgenommen. Unsere Analysanden freuten sich, uns wiederzusehen. Sie knüpften unmittelbar an die letzten Stunden an, als wären wir nur zwei Wochen weg gewesen. Man mußte beispielsweise gar nicht erneut vereinbaren, wann und wo man sich trifft. Das hat uns gezeigt, daß diese Übertragung eine relativ positive und haltbare gewesen ist.

Ließ sich die Hypothese bestätigen, daß die Psychoanalyse valide Aussagen über psychische Strukturen in einer anderen Kultur wie den Dogon erlaubt?

Der erste Schritt dieser Interviewmethode bei den Dogon hat uns gezeigt, daß die Psychoanalyse sich dazu eignet, wenn man das Nötige modifiziert. Später sind wir zu der Überzeugung gelangt, daß sich gesellschaftliche Verhältnisse im Seelenleben bemerkbar machen müssen; und je fremder die jeweilige Kultur unserer eigenen ist, desto weniger werden wir Gefahr laufen, vorgefaßte Meinungen hineinzutragen.

Man könnte aber genauso denken: Je fremder einem etwas ist, je weniger man etwas kennt, um so schwieriger kann man es auch einordnen und richtig deuten.

Ich sage Ihnen ein ganz einfaches Beispiel: Bei uns und bei den Dogon gibt es unanständige Dinge, die man nicht sagt. Bei den Dogon ist alles unanständig, was geheim geschieht; hingegen alles was öffentlich bekannt wird, kann nicht unanständig sein, zum Beispiel auch intime sexuelle Vorgänge, sobald sie bekannt werden. Das ist also gerade umgekehrt als bei uns. Dann ist man nicht versucht zu sagen, das Sexuelle ist immer Intimsphäre.

Welche Erkenntnisse könnte unsere Gesellschaft aus ethnopschoanalytischen Untersuchungen gewinnen?

Schon Immanuel Kant hatte die Vorstellung, daß wenn man die Angehörigen fremder Völker besser kennen würde, man unsere Geisteskranken besser verstehen könnte. Was die

Psychoanalytiker wenigstens zum Teil schon längst verstanden haben ist eine Infragestellung unseres Normdenkens: Was ist normal, was ist abnormal? Ein Europäer, der hier ein normaler, gut funktionierender und auch zufriedener Mensch ist, würde in einem Agnidorf wie ein Geisteskranker angesehen werden; und andererseits, als ich einen ersten Vortrag über unsere Erfahrungen im Gespräch mit Agni an der Züricher Universitätsklinik gehalten habe, hat Bleuler nach meinem Vortrag gesagt, er scheue sich, ein ganzes Volk als schizophren zu bezeichnen, aber nachdem was ich ihm berichte, weisen alle Agni ein solches Übermaß schizophrener Symptome auf, daß er ganz ratlos darüber sei. Das meine ich mit dem Normdenken, das sich völlig auflöst. Ein anderer Aspekt ist der Umgang mit Geld. Die Psychoanalyse hat die Fähigkeit, mit Geld umzugehen, Resten der analen Retentivität zugeschrieben. Bei den Dogon, die keine Retentivität ausbilden, ist der Umgang mit Geld, zwar auch „anal“, aber jedenfalls nicht so, daß man es horten und aufbewahren kann.

Wir leben hingegen in einer Geldwirtschaft, die monetäre Wirtschaft dominiert das gesellschaftliche Leben. Wir haben gesehen, daß diese Psychologie des Ansammelns von Geld, der Retentivität, die eine Grundvoraussetzung für jedes Kreditwesen ist, bei den Dogon in der Art nicht funktioniert.

Der Besitz der Dogon besteht hauptsächlich aus Hirse. Man kann sich davon ernähren oder Bier brauen. Im Jahre 1915 war das halbe Volk an einer Dürrekatastrophe in der Sahel verhungert. Wenn ich ein Hirseproduzent bin, neige ich dazu, bis zur nächsten Ernte die Hirse aufzuessen bzw. den Überschuß in Bier zu verwandeln. Das wird gewöhnlich im Rahmen von Festen ausgetrunken. Wenn aber dann ein, zwei, drei Jahre keine Ernte oder fast keine zu erwarten sind, wegen der Dürre, bin ich gezwungen, zu sparen. Die Dogon haben dann ein System der Vorratshaltung entwickelt. In einem Dogondorf sieht man viel mehr Hirsespeicher als Häuser. Die Hirsevorräte, die Überschüsse werden nicht von mir gespeichert, sondern man gibt sie einem angesehenen Freund oder Verwandten, am besten einem der gleichzeitig initiiert worden ist. Der wird das niemals veruntreuen können und er wird vernünftig für mich sparen. Er gibt das wieder einem anderen, so daß das ganze Land überzogen war von Hirsekrediten. So haben die Dogon durch ihre außerordentlich guten Objektbeziehungen, durch sehr vertrauensvolle freundschaftliche Beziehungen die Dürrekatastrophe von 1971 bewältigt.

Das Gespräch führte Thomas Heim